



Isch guet e so René Klöppel hadert mit der Trinkgeldfrage.

Nie wieder Senioren im Taxi



Editorial

1976 wars, als Robert de Niro durch Martin Scorseses New York Taxi fuhr und die Gesellschaft mit seiner 44er Magnum säuberte. Dass der Amoklauf nur eine Facette des modernen Taxi Drivers ist, beweisen unsere Autorinnen und Autoren in dieser Ausgabe. Lehnt euch zurück und lest euch die Augen wund an den abwechslungsreichen Texten zum Thema „Taxi“.

Leider müssen wir an dieser Stelle mitteilen, dass dies die letzte Ausgabe von BIERGLASLYRIK ist. Letzte Woche hatten wir Besuch von zwei russischen Schlägern. Sie seien die Schutzgeldeintreiber der russischen Untergrund-Kampfschrift namens „Пиво стекла лирика“, was auf Deutsch „Lyrik der Biergläser“ heisst. Während die beiden Gorillas unsere Redaktionsräumlichkeiten kurz und klein schlugen, brüllten sie immerzu etwas von wegen „Namenklau“, „Ultimatum“ und „Organhandel“. Wir wussten, dass das nichts Gutes zu bedeuten hatte und beschlossen, unsere Zeitschrift einzustellen...
...Ha! Reingefallen! Alles nur dahergelogen. Wobei wir gleich den Bogen zu unserem neuen Thema schlagen können, dieses lautet nämlich „Lüge“.
So freuen wir uns auf Eure Lügengeschichten, die Ihr bis zum Redaktionsschluss am 30. November 2012 einsenden könnt.

Bierselige Grüsse aus Bern

Die Redaktion



Welcome to the Fight Cab

von Toni Wesko

Chuck liebt seinen Job. Er ist sein Job. Er ist das Auto, das er fährt. Chuck ist Taxifahrer in seiner Heimatstadt Wilmington, Delaware. Dieses Stück Land am Cape Fear River ist eine der deprimierendsten und austauschbarsten Städte der Welt. Für Chuck aber ist es seine Heimat. Und sobald es um Heimat geht, neigt der Mensch zu Überhöhung, Untertreibung und blinden Flecken. Für Chuck jedenfalls ist die Stadt, seine Stadt, das Grösste. Über die Jahre haben sich bei Chuck gewisse Routinen eingeschlichen. Vor Schichtbeginn genehmigt er sich bei Grafitico Coffee in der Fünften einen doppelten Espresso und einen Muffin des Tages. Danach schwingt Chuck sich auf den Fahrersitz, legt Cash in den Kassettenspieler und gleitet durch die Strassen auf der Suche nach Kundschaft. Gleite! Mit jeder Kreuzung, die er passiert und jedem abgeladenen Fahrgast wird er ruhiger, zufriedener. In den späten Achtzigerjahren, als Provinzföhntollen und Leggings das Stadtbild Wilmingtons prägten, hatte Chuck beschlossen, seinen Job zu lieben. Vor allem an den Streitereien seiner Fahrgäste konnte er sich auch noch Jahre später ergötzen. 1988 hatte er deshalb begonnen, ein Fight Journal anzulegen, ein schwarzes Notizbuch, in dem er alle Schlägereien und Wortgefechte, welche sich im Innenraum seines Taxis schon abgespielt hatten, protokollierte. Eines Tages würde er seinen Enkeln aus diesem Buch vorlesen. Die eine oder andere Stelle müsste er dabei ausschmücken oder -lassen. So wie die vom 3.2.1998, als sich ein Ehepaar vom romantischen Dinner abholen liess. Die Grundstimmung war schon beim Einstieg beschissen. Sie schaute demonstrativ aus dem Fenster, er spielte Snake auf seinem Nokia-stein und murmelte vor sich hin, bis er plötzlich bei voller Fahrt die Tür aufriss und aus dem Taxi sprang. Die Ehefrau

quittierte den Sprung ihres zukünftigen Ex-Mannes mit einem „Fahr weiter, honey!“ und Chuck war sicher, dass der Mann nicht wegen dem Spielverlauf auf seinem Handy gesprungen war. Ein paar Monate später rief ihn derselbe Typ zu einer Bar. In seinem Arm hielt er eine leichte Blonde und liess sich in den einzigen Edelclub Wilmingtons chauffieren. Obwohl er einen stabilen Eindruck machte, aktivierte Chuck vorsichtshalber die Kindersicherung. Nicht immer konnte Chuck in seinem Fight Journal solche Wendungen zum Guten verzeichnen. Am 5.3.1989 wurde er von einem Cop namens Andrew an den Hafen gerufen. Er und seine zwei Kollegen Kevin und Walker standen plötzlich ohne Streifenwagen da. Während sie mit der Aushebung eines Drogenlabors beschäftigt gewesen waren, wurde ihnen der Wagen geklaut – weil Kevin diesen nicht abgeschlossen hatte. Jahre später erblickte Chuck Kevin unter einer der Brücken im Industriequartier Wilmingtons. Nach weiteren schwerwiegenden Fehlern war Kevin suspendiert worden, dann gefeuert. Chuck vermerkte in seinem Notizbuch neben den Eintrag von 1989: „Kevin ist kein Name, Kevin ist eine Diagnose.“ Chuck stürzt seinen doppelten Espresso in einem Zug, schwingt sich auf seinen Fahrersitz und legt Cash ein. Auch heute wird es in seinem Taxi zu einem Streit kommen. Eine weitere Ehe wird zerbrechen. Nicht zuletzt dank der letzten Anmerkung, welche der Mann seiner Frau im verheirateten Zustand auf den Weg geben wird: „I was looking for a hooker when I found you.“ Mit einem Lächeln auf den Lippen und Cash im Ohr wird Chuck diese Worte in seinem Fight Journal vermerken sobald Zeit dazu da ist. Springen wird keiner, scheiden lassen haben sie sich noch immer.

Toni Wesko trinkt Corona

Hundertfünfundsiebzig Lügen

von Claudia Paal

Ob er ihr erzählt, was er mir nicht erzählte?

Als sie Hand in Hand die Strasse hinunter gehen, und sie versucht, mit ihren Heels den Tücken des Kopfsteinpflasters gegenüberzutreten, es gar mit Füßen zu treten, hefte ich mich in einiger Entfernung an diese beiden.

Ob sie ihm die Wahrheit wert ist? Oder wieder die Mitleidsgeschichte, von morgens bis abends pauken für das Examen, taxifahren um auf eigenen Beinen zu stehen – natürlich nur als Übergangslösung – bis er das Penthouse beziehen kann und den Dokortitel in der Tasche hat. Natürlich. Alles eine Frage wie man sich verkauft. Er verkaufte sich an die Lüge. Als die Wahrheit herauskam, war er freigekauft. Von der Lüge. Und von mir.

Ich sehe, wie sie zu ihm aufblickt. Sie gehen geradewegs am Taxistand vorbei. Er schielt kurz nach links (zu seinen Kollegen). Nur um dann noch

schneller in die andere Richtung auf die spielenden Kinder zu zeigen. Ein Taxifahrer hebt die Hand. Unbeachtet. Ob er ihr auch die Sache mit der Wohltätigkeitsorganisation für bildungsschwache Familien erzählt? Oder von seinem Patenkind in Afrika?

Keine Worte. Wenn man ein Taxi bestellt und vom eigenen Partner abgeholt wird, was gibt es da noch zu sagen. Du? Ich? Warum? Hundertfünfundsiebzig Lügen stürzen ein.

Hätte ich ihn weniger geliebt, als „nur-Taxifahrer“? Heute sagt man schnell nein. Wahrscheinlich ist man manchmal zu schnell in diesen Dingen. Ich verjage den Gedanken. Töte ihn.

Er hätte mir von seiner Leidenschaft erzählen müssen. Wolf im Schafspelz.

Als sie in das Fünfsternerrestaurant gehen, er ihr die Tür aufhält, da passiert es. Unbemerkt fällt es aus der Tasche. In die Pfütze. Neuer Regen platscht auf und will die Lüge unter sich bedecken.

Das Verlorene wird ertränkt.

Ich will nicht ungerecht sein. Gehe zur Eingangstür, bücke mich sogar und stecke den Taxischlüssel in meinen Rock. Ob er ihn vermisst?

Claudia Paal trinkt Schrebergarten-Pils



Beizenbesuch

Ein Platz für Verstossene

von Stammgast Fancy Lollobrigida

Bereits wenige Minuten, nachdem ich an einem kleinen runden Tischchen Platz genommen habe, bin ich von dichtem Rauch umhüllt. Ach ja, so war ja das früher, als man noch in Kneipen rauchen durfte! Ein Hauch Nostalgie kommt auf. Aber wie hat das die diesmal besuchte Beiz bei den Sittenwächtern der zuständigen Behörde durchgebracht? Ganz einfach: Die Geschäftsführer mussten arge Kompromisse, was Lokalität und Ambiente betrifft, eingehen. So ist die Raucher-Beiz in eine Ecke der Berner Bahnhofunterführung gequetscht – alles andere als eine einladende Lage.

Auf den ersten Blick könnte man – obwohl es Mittagszeit ist – nicht meinen, dass man sich in einem Speiserestaurant niedergelassen hat. Die Tische sind besetzt von depressiv dreinschauenden Gestalten, die Bier oder Kaffee trinken und – eben – rauchen! Der Vorbeigehende könnte der Vorstellung erliegen, bei der Kneipe handle es sich lediglich um ein SBB-Raucherstübli. Die Szenerie zeigt in zynischer Weise auf, dass Raucher an Coolness eingebüsst haben und nur noch als tolerierte Aussenseiter angesehen werden, de-

nen man in dunklen Ecken von Bahnhofunterführungen ein Plätzchen zur Verfügung stellt.

Nichtsdestotrotz gibt sich der Betrieb optimistisch. Auf seiner Homepage schreibt das Lokal, es sei "nichts weniger als eine 'Quartierbeiz' der gehobenen Art" (Genau, und die Tübeli-Bar ist ein Hort der Dichter und Denker). Und auf einer Karte auf dem Tisch steht der Hinweis "Kein Picknick auf der Terrasse!" Also diese an Tristigkeit kaum zu überbietende Ecke als Terrasse zu bezeichnen, braucht schon eine übermenschliche Vorstellungskraft.

Was weiter auffällt, es befinden sich nur Herren der Schöpfung in der Kneipe, und erst noch in die Jahre gekommene. Ah doch, dort hinten in der Ecke sitzt eine Frau, wobei die Verwendung des Begriffs Frau in diesem Falle jede andere Frau beleidigen würde. Während der Typ neben mir gerade das letzte Stück seines panierten Elefantenohrs in sich stopft, erhalte ich die Rechnung: ein Cola, 4.90.-. Hmm, ein stolzer Preis. Aber hey! Dafür darf man rauchen, und an den Wochenenden bietet die Bude rund um die Uhr Essen und Flüssiges an! Und das in der Beamtenstadt Bern! 1:0 für den Pöbel.

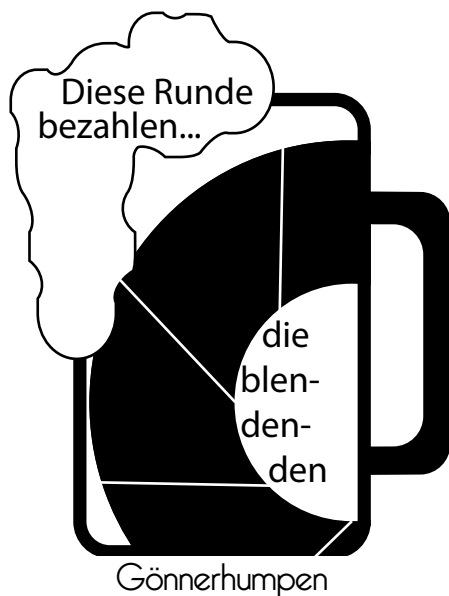
Auflösung vom letzten Mal: Pangäa

Don't pay the Ferryman

von Rainer Schlüter genannt Thesing

Neulich sitze ich in meinem Taxi, da wird die hintere Türe meines Wagens mit einem Ruck aufgerissen, es fliegt ein Koffer herein, und kurze Zeit später plumpst ein blonder Mann auf den Sitz. Ich will dem Kerl gerade etwas Passendes sagen, aber ich komme nicht zu Wort, denn er mustert mich mit irren, weit aufgerissenen Augen und sagt: „Pass er mal auf, Kutscher. Wenn ich rede, hält er die Schnauze. Ich bin Künstler, ein Schauspieler, der Beste, den es je gab und je geben wird, also vorsichtig!“ „Ach ja“, entgegnete ich, „was haben Sie denn so gespielt?“ „Was ich gespielt habe, fragt er? Ich war der Zorn Gottes, ich habe ein Schiff durch den Urwald transportiert, und Frauen zitterten, wenn sie meinen Namen hörten, aber vor Erregung, wenn er versteht, was ich meine.“ „Das sagt mir alles gar nichts“, entgegnete ich. „Wenn ich einen Film schaue, dann muss es etwas zum Lachen sein, zum Beispiel Spencer/Hill, Monty Python oder Louis de Funès.“

Mein Fahrgast zuckt zusammen. Ich merke, wie er sich aufplustert, und ich habe schon Angst, dass er gleich platzt, da kreischt er auch schon los: „Was ich mir hier anhören muss, ist ja unerhört.



Wer ist er denn schon, dass er sein Maul aufreissen kann? Ein kleiner Droschenkutscher ist er, einer, der es wagt, einen Star, ein Licht am Firmament mit seiner Dummheit und fehlender Bildung zu nerven. Mein Gott, was man sich nicht alles bieten lassen muss von solchen Kleingeistern. Als ich im Urwald war um den genialen Aguirre zu spielen, hätten die Eingeborenen so einen wie ihn den ganzen Tag mit Nüssen beworfen.

Und jetzt gib er mal Gummi auf seine Karre, ich muss den Herzog im Jenseits treffen! Und komme ich wegen ihm zu spät, dann kann er schon einmal sein Testament aufsetzen, tumber Tor, der

er ist. Und glaubt er ja nicht, dass einer wie ich es nötig hat, zu bezahlen. Wer mich fährt, fährt einen König.“

Natürlich habe ich den frechen Menschen mit Hilfe meiner Taxikumpels an die frische Luft gesetzt. Laut schimpfend und bedrohlich rot angelaufen, verschwand der Verrückte in der Menge. „Was war das denn für einer?“, fragt einer meiner Kumpels. „Ich weiss es nicht“, entgegnete ich, „aber einer, der anscheinend nicht weiss, dass der Fährmann zu bezahlen ist, wenn man ins Jenseits möchte.“

Rainer Schlüter genannt Thesing trinkt Faxte, das dänische Lagerbier

Weltverschlechterung

von Lisa Viktoria Niederberger

Es ist wieder mal Sperrstunde, damit halb sechs, und wir sind betrunken. Und jedes Mal, wenn wir betrunken sind, werden wir zu kleinen Kindern, die Blödsinn machen. Vielleicht hätten wir auch Schauspieler werden sollen, wer weiss. Wie auch immer, man muss uns nur ein paar Bier geben, und wir müssen diesem inneren Drang folgen, irgendeine kranke Show abzuziehen, die ausser uns – meinem Freund und mir – wahrscheinlich eh niemand witzig findet.

So auch heute, es ist arschkalt, dämmerert schon, und wir warten aufs Taxi. Ich sage – nein wahrscheinlich lalle ich, seien wir ehrlich: „Ich würd gern mal im Taxi so einen Schmarrn machen, dass der Fahrer dann heimgeht und seiner Frau erklärt: ‚Boa, Wahnsinn, dass kannst dir gar nicht vorstellen, was für seltsame Leute ich heut wieder bei mir drin hatte.‘ Weissst du, was ich meine?“ Er grinst und lallt ebenso: „Freilich. Folgen Sie meinem Beispiel, gnädige Frau!“

Ein Taxi nähert sich, ich winke es her und steige ein. Er wiederum wartet draussen erst eine gefühlte Ewigkeit, nur um sich dann schwungvoll neben mich auf die Rückbank zu werfen. „Heyho, nimmst du mich mit?“, fragt er. Ich schaue erst mal blöd drein und dann verstehe ich. Aha, das spielen wir also. Die zwei-Fremde-im-Taxi-Aufreiss-Nummer. Passt. Bin ich dabei. „Ich wohn beim Bahnhof“, sage ich, eher an den Taxifahrer gerichtet. Dann frage ich den Fremden, wo er denn hin müsse. Dieser grinst nur dreckig und meint salopp, dass er eigentlich gerne bei mir ausgestiegen wäre. Er hätte nämlich noch gerne ein Gute-Nacht-Bier bei mir.

„Du willst also mit mir nach Hause? Ich kenne dich doch gar nicht!“, erwidere ich, leicht entrüstet. Ist natürlich gelogen. Dann packt er mich an den

Haaren, zieht mich zu sich und küsst mich. Hüllt mich ein in sein frühmorgendliches Bier-und-Zigaretten-Aroma. Wunderbar. Danach grinse ich ebenso und sage bloss trocken: „Gut, haben wir das auch erledigt. Ich bin übrigens die Adele.“ Ein gründiger Fake-Name ist natürlich Pflicht. Die Hand, die ich ihm zur Begrüssung hinhalte, nimmt er nicht. Ich fühle mich verarscht, vor allem als er sagt. „Weisst du, Mädel, wie du heisst, ist mir eigentlich scheissegal.



Hauptsache du lässt mich ran!“ Der Taxifahrer beobachtet uns im Rückspiegel, sein Blick ist unsicher und skeptisch. Ich kann’s ihm nicht verübeln. „Alles in Ordnung bei Ihnen, Fräulein?!“, fragt er mit einem leicht osteuropäischen Einschlag. Was für ein Klischee. „Nichts ist in Ordnung!“, schreie ich, „Ich mein – da setzt sich der Kerl in MEIN Taxi, will mit mir nach Hause und dann will er nicht mal meinen Namen wissen. Das ist doch zum Kotzen!“ Ich rede mich in Rage, mokierte mich unglaublich über den Sittenverfall der heutigen

Zeit und wirke dabei so überzeugend, dass ich kurz wieder überlege, eine späte Schauspielkarriere zu beginnen. Aber wahrscheinlich denkt da bloss das Bier in mir. Der Fremde lacht bloss und sieht dabei unglaublich sexy aus.

Der Taxifahrer murmelt etwas Unverständliches und hält am Bahnhof. „Hier gut?! Acht Euro, bitte!“ Ich zahle und steige aus. Dann streiche ich mir theatralisch die Haare aus dem Gesicht, lehne mich wieder ins Taxi hinein und sage: „Weisst du was, Namenloser?! Ich hoffe, du bist im Bett genauso präpotent und machomässig. Das macht mich nämlich an. Sonst kannst du gleich sitzen bleiben!“ Er springt aus dem Taxi, in einer Geschwindigkeit, die – gemessen am Grad seiner Trunkenheit – wirklich bemerkenswert ist.

„Jesus Maria Mutter Gottes“, höre ich den Fahrer noch murmeln.

Wir stehen auf der Strasse, händchenhaltend. Nicht lachend, eher verwirrt.

„Süsse, dass du auf die blöde Nummer eingestiegen bist, hätte ich nie gedacht. Ich hab mich noch nie so beschissen einer Frau gegenüber verhalten, wie dir gegenüber eben!“

Das weiss ich doch, denke ich, wahrscheinlich haben wir gerade das Frauenbild des armen Taxifahrers zerstört. Der arme Mann hat uns das wirklich abgekauft und wird schockiert zuhause berichten, wie erschreckend einfach es heutzutage ist, sich ein Mädel aufzureissen. Wie leicht wir Frauen doch zu überreden sind, etc. Dass es bergab geht mit der Liebe, der Romantik...

Wir sind nicht witzig, nein, wir sind wohl bloss besoffene Idioten, die an diesem nebeligen Septembermorgen die Welt ein bisschen schlechter gemacht haben.

*Lisa Viktoria Niederberger
trinkt Stiegl*

Beifahrer

von A. Matthey

Sie sieht tatsächlich aus wie eine Eva. Ihr goldener Ring am vierten Finger rechts verschwimmt im Schwarz des Beifahrerfensters wie ein vergessener Schatz im Rhein. Sie fragt mich nicht, warum in meinem Fenster nichts zu sehen ist, als meine nackte Hand am

Steuer. „In 100 Metern rechts abbiegen“, sagt Agathe. – Agathe ist mein Navi. „Nein, links“, sagt Eva. „Flughafen. Da steht’s.“ „Ich weiss“, sagt nicht Agathe, sondern ich. Ein Pfeil namens Airport schiesst bläulich leuchtend neben uns durchs Dunkel. Am Ende seiner Flugbahn sehe ich sie schon, die sonnigen Tage der vom Sand verbrannten Sohlen, der fliehenden Hüte im Wind, der totgerittenen Plastikbadetierte. Es ist das Paradies, samt Eva, meiner Eva. Im grünen Bikini kniet sie da, reibt Sonnencreme auf die runden, apfelroten Wangen unserer Töchter. Ich sehe sie lächeln und bin glücklich, das Gegenteil von einsam. Sogar

noch glücklich, als wir den Flughafen erreichen. „Aussteigen, Mädels“, ruft Eva Richtung Rückbank. Ihre Finger scheuen, als meine sie berühren wollen. „Eva...“, murmle ich. „Wer ist Eva?“, fragt Eva. Sie steckt mir eilig 30 Euro zu, steigt aus und sammelt ihre Töchter ein, dazu drei Koffer und zwei Teddybären. „Danke für die Fahrt.“ Ich sehe ihr nach, als sie die Schiebetüren teilt und Hand in Hand mit ihrem schlurfenden Gefolge durch den noch leeren Bauch der Abflughalle geht. Dann steige ich wieder ins Taxi.

A. Matthey trinkt

Krombacher Alkoholfrei



Alternativ-Reportage

Where the Alkis go

von Stammgast Fancy Lollobrigida

Die Stadt Bern jammert wieder einmal. Das Clubsterben wird dieses Mal beklagt. Lärmemissionen, klagende Anwohner, Clubschiessungen, Unterangebot für jugendliche Partygänger sind die Schlagworte der Stunde. Das grösste Problem der Behörden und der Öffentlichkeit ist, dass sich die armen Teenies nun auf dem Bahnhofvorplatz mit Wodka-Bull die Birne zuknallen, statt in den übriggebliebenen Clubs. Über die Probleme dieser pubertierenden Wochenend-Komasäuferinnen und -säufer kann ein gestandener Alki nur den Kopf schütteln. Denn bei dieser ganzen „wo-können-sich-die-Jugendlichen-noch-ordentlich-auf-die-Pritsche-saufen“-Diskussion gehen die wahren Alkoholiker unter, die Tag für Tag ein Rausch-Plätzchen suchen müssen. Doch die beklagen sich nicht, die arrangieren sich. Im Folgenden sollen die vier Hotspots der Alkiszene vorgestellt werden, die sich allen Widrigkeiten zum Trotz halten:

1. Der Klassiker: Vorplatz Heiliggeistkirche. Der Place to be schlecht-

hin für einen ordentlichen Freiluft-Rausch am Nachmittag. Zusammen mit den Obdachlosen und den Neo-Hippies bildet sich so eine gepflegte Symbiose von Aussteigern. Neben dem Openair-Feeling gilt es auch die zentrale Lage als positiv zu werten. Die Coop-Filiale am Bahnhof ist bloss eine halbe Bierdose entfernt. Leider wird die Szene beim Promille-Treffpunkt vor allem in den Wochenendnächten von depperten Jugendlichen im Vollrausch arg gestört, weshalb der Zulauf zu diesem ehemaligen Branchenprimus abgenommen hat.

2. Der Luxuriöse: Drogenabgabestelle Hodlerstrasse. Nur hier gibt's die Full-House-Garantie. Dem all-you-can-abuse-Prinzip der Veranstalter sei Dank. Da bleibt der Konkurrenz das Nachsehen. Die gleichzeitige Präsenz von Fixern und anderen Druggies hat der Ambiance noch nie geschadet, im Gegenteil – die Gruppierungen bilden eine homogene Crowd. Zudem punktet dieser Szenetreff mit Flatrate-Preisen im Betäubungsmittelbereich.

3. Der Gesittete: Casa Marcello. Hier können sich Alkis in gesitteter Umgebung abschiessen. Denn das

Casa Marcello ist ein offizieller Barbetrieb, mit Wirtepatent, Buchhaltung, usw. Hier zahlt man für sein Gesöff noch Barpreise. So ziehts auch mal etwas besser gestellte Abhängige in diese Höhle. Damit ist die Schenke quasi das „Du Théâtre“ der Alkiszene.

4. Der Geheimtipp: Migros-Filiale Marktgasse. Quasi über Nacht hat sich dieser neue Underground-Szenetreff zum New Shit etabliert. Zwar ist die Flanierzone unmittelbar vor der Laube der Marktgasse noch immer ein Insider-Tipp, doch das dürfte sich schnell ändern. Einziger Nachteil: Vor allem mittags stören doch die vielen Berufstätigen, die sich auf der Treppe Migros-Takeaway-Food reinschaufeln.

5. Der Chillige: Warteraum Tramhaltestelle Breitenrain. Das überdachte Rondell mit Sitzbank hat Stammtischcharakter. Damit ist dieser Hotspot prädestiniert für gemütliche Trinker in Debattierlaune. Das Lounge-Feeling der Location lädt richtiggehend ein zu promilleschwangeren Philosophiestunden. Leider wird das Bahnhöfli zur Zeit saniert. Man darf aber bereits jetzt gespannt sein auf die Neueröffnung und den neuen Look.

Letzte Fahrt

von Domenico Vincenzo Gottardi

Wer nicht in den Ofen kommt, wird abgeholt. Quasi Taxi ins Nirwana, letzte Fahrt. Während die Trauergemeinde noch in der Kirche hockt, bin ich längst aus dem Sarg entwichen und in den bereitstehenden Wagen gestiegen.

Der Fahrer bietet mir eine Zigarette an. Reinster dunkler Tabak, ohne Filter.

«Krebs? Unfall? Selbstmord?», fragt er.

«Bei einem Selbstmordversuch tödlich verunglückt», sage ich.

Er gibt mir Feuer. «Sowas Abgefahrenes habe ich ja noch nie gehört!»

Ich erkläre es ihm. Samstagnacht, Kornhausbrücke. Ich stand schon auf dem Geländer mit einer Zange aus dem Baumarkt und schnitt ein Loch in den Selbstmörderzurückhaltezaun. Dann verlor ich das Gleichgewicht – auf die falsche Seite. Ich hatte getrunken. Ich stolperte und fiel rücklings über die Leitplanke auf die Strasse, direkt vor einen Moonliner. Your save way home. Das war's.



Der Fahrer startet den Wagen. «Links oder rechts?»

«Links.»

«Gute Wahl!», sagt er.

Je nachdem, aus welchem Lager er kommt, mag das sogar stimmen. Entweder er ist Satan, und es wird bald sehr heiss, oder er ist ein Engel, und ich kriege für den Rest meines Todes Freibier und jede Woche ein Date mit einer nymphomanischen Frau.

«Und jetzt passen Sie auf!», reisst der Fahrer mich aus meinen Gedanken und drückt auf einen roten Knopf.

Aus den Lautsprecherboxen ertönt eine Live-Schaltung in den Trauergottesdienst. Die Reden sind erbärmlich. Erbärmlich und verlogen. Gerade der Pfarrer müsste es wissen, bei ihm war ich zur Beichte. Damals, nachdem ich in sexueller Not ein Schaf geschändet hatte. Oder nach meinem letzten Urlaub, als ich auf Korsika vom Hotelbalkon aus Dartpfeile auf spielende Kinder geworfen hatte, weil ihr Gekreische mich genervt hat.

«Ich schwenke jetzt mal auf die Sitzbänke um», sagt der Fahrer und drückt nochmals den roten Knopf. «Da hören Sie jeden Seufzer!»

Und tatsächlich: Frau Marti schluchzt hemmungslos. Der Mann neben ihr lässt einen Furz und singt

Diese Runde
bezahlt...

ANDY
AERNI

Gönnerhumpen

falsch. Die Tochter meiner Schwester fragt, ob ich jetzt im Himmel sei. Zwei Stimmen, die ich nicht zuordnen kann, unterhalten sich angeregt über den Wert meiner Schallplattensammlung. Jemand schnäuzt sich geräuschvoll die Nase. Irgendwo klingelt ein Handy, der Besitzer nimmt ab und sagt etwas von wegen jetzt ganz schlecht. Der Pfarrer sagt, lasst uns beten.

Ich habe genug gehört und bitte den Fahrer, etwas Musik aufzulegen und mir nochmals eine Zigarette zu geben. Das Wageninnere füllt sich mit Rauch, aus den Boxen wummern nun meine Lieblingssongs. Ich schaue aus dem Fenster. Eine wohltuende Szenerie umgibt mich, hell und weich. Wie ein frischbezogenes Bett, in das man sich hineinfallen lassen möchte. Oder wie der Blick aus einem Flugzeugfenster.

«Campari Soda?...», fragt der Fahrer und deutet nach hinten. «Pastis? Bier? Whisky? White Russian?...»

Ich drehe mich um. Auf dem Rücksitz sitzt eine Frau mit einem Tablett auf den Knien und spuckt Eiswürfel in ein Glas. Sie sieht höllisch scharf aus und hat himmlisch schöne Augen.

Das letzte Bier von Domenico Vincenzo Gottardi war ein Appenzeller Höllfrisch

Taxitherapie

von Sandra Widhopf

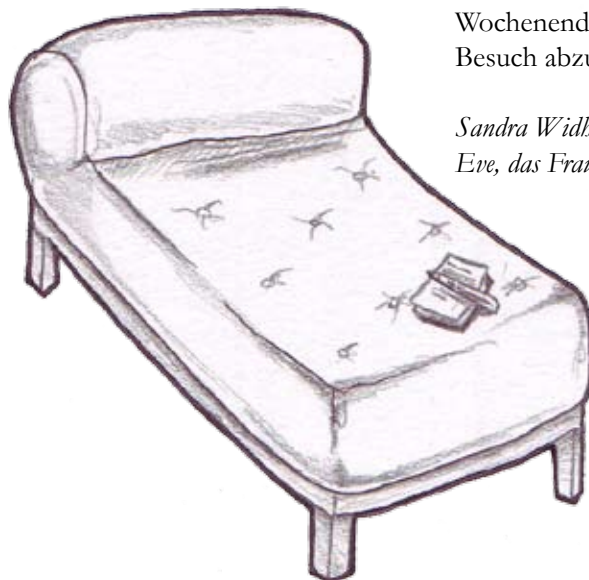
Edi war schon Taxifahrer seit er damals mit 18 kurz vor seinem Abschluss die Lehre hingeschmissen hatte. Seinen Entschluss bereute er noch nie, er fuhr wirklich leidenschaftlich gerne Taxi. Edi hatte schon viele komische Käuze umherchauffiert. Unter seinen Fahrgästen waren freundliche, nörgelnde, betrunkene, streitende, berühmte und sogar vögelnde gewesen. Am aussergewöhnlichsten war jedoch der Typ gewesen, der ihm Geld dafür geben wollte, das Taxi selber fahren zu dürfen. Im Vergleich dazu, was seine Taxifahrerkollegen ihm so alles erzählten, war diese Story hingegen recht unspektakulär. Edi hatte sie jedoch in Verdacht, masslos zu übertreiben. Der Beruf des Taxifahrers ist weitaus langweiliger, als die meisten Leute denken. Heute jedoch hatte Edi mal wieder ein interessantes Exemplar auf dem Rücksitz.

Kurz vor 17 Uhr hatte ihn ein Businessstyp im Anzug herangewinkt. Er war eingestiegen, hatte seine Krawatte gelöst und die Augen geschlossen. Edi wartete darauf, dass sein neuer Gast ihm ein Reiseziel nennen würde. Aber der Businessmensch blieb stumm. „Zum Hauptbahnhof?“, riet Edi. Der Mann im Anzug öffnete seine Augen, schaute ihn träge an und sagte: „Jaja, fahren sie mal in Richtung Hauptbahnhof. Aber keine Autobahn, durch die Stadt bitte.“ Edi kratzte sich verwundert an seinem stoppeligen Kinn. „Um diese Zeit fängt der Feierabendverkehr an, durch die Stadt brauchen wir mindestens dreimal so lang“, informierte er seinen Fahrgast höflich. „Egal, wir haben Zeit“, erwiderte dieser.

Die ersten zehn Minuten lang sprach der Mann kein Wort. Das ewige Stop and Go durch die Strassen der Innenstadt machte Edi unwahrscheinlich dösig. Daher schreckte er kurz zusammen, als der Anzugsmensch zu sprechen begann: „Kennen Sie das ‚Zum weissen

Kreuz?‘“ Konfus sah Edi in den Rückspiegel. „Das Restaurant. Restaurant ‚Zum weissen Kreuz‘, in der Altstadt“, fügte der Fahrgast auf Edis verwirrten Blick hinzu. „Nein“, antwortete dieser, „noch nie davon gehört.“ „Da sollten Sie unbedingt mal hin. Die beste Küche der ganzen Stadt. Keiner dieser scheiss-modernen Haute Cuisine-Schuppen mit Molekularfrass und Goldstaub auf dem Dessert. Beste Schweizer Traditionsküche. Teuer, aber das Geld wert.“ Da der Mann bisher kein einziges Wort gesagt hatte, war Edi mit diesem Schwall an Worten etwas überfordert. „Sagen Sie, Edi“, sprach der Gast weiter, „glauben Sie, dass Sie der Menschheit etwas Gutes tun, indem Sie Taxi fahren?“ Zuerst war Edi etwas irritiert durch die Frage. Doch der Gast schien sich keinesfalls über ihn lustig zu machen, sondern ein ehrliches Interesse an der Antwort zu haben. „Ich weiss nicht, manchmal ja, manchmal nein“, gab er zur Antwort. „Und wie ist das bei Ihnen?“ „Ich glaube kaum. Als Börsenmakler bin ich wohl eher der Inbegriff des gesellschaftlichen Abschaums.

Aber jeder muss sich seine Brötchen auf seine Weise verdienen, ist es nicht so, Edi?“ Der Börsenmakler fragte Edi Löcher in den Bauch. Welcher Religion er angehöre und ob er auch wirklich glaube. Nach seiner politischen Einstellung. Was er von der heutigen Gesellschaft halte. Ob er auch dem allgemeinen Konsens zustimme, früher sei alles besser gewesen. Ziemlich genau nach einer Stunde waren sie am Hauptbahnhof angekommen. „Jetzt hab ich Ihnen so viele Fragen gestellt“, sagte der Börsenmakler, „und habe Ihnen gar nicht die Möglichkeit gelassen, mir welche zu stellen. Leider haben wir jetzt nicht mehr viel Zeit, aber für eine Frage sollte es noch reichen. Also Edi, was würden Sie gerne von mir wissen?“ Edi wusste ganz genau, was er den Typ fragen wollte, schon seit er eingestiegen war. „Warum wollten Sie, dass ich Sie durch die Stadt fahre, obwohl Sie wussten, dass es so eine geschlagene Stunde dauern würde?“, fragte er. Der Mann grinste. „Wissen Sie, so spare ich mir den Gang zum Psychiater.“ Er drückte Edi ein Trinkgeld in die Hand, welches den Fahrpreis um ein Zigfaches überstieg. Auf der Heimfahrt überlegte sich Edi, was er mit dem Geld anstellen sollte. Er entschied sich dafür, dieses Wochenende dem weissen Kreuz einen Besuch abzustatten.



*Sandra Widhopf trinkt
Eve, das Frauenbier*

Zweischrittfoxtrott

von Lena Schätte

Wie ich es liebe, einfach nur stocknüchtern dazusitzen und schweigend die betrunkene Menge zu beobachten.

Es ist Samstagnacht und wieder sind sie alle versammelt, die gebrandmarkten Insassen meiner ausstrahlungsarmen, seelenfressenden Betonklotzkleinstadt, vorteilhaft drapiert, billig dekoriert, allesamt im selben Hugo-Boss-After-shave erstickt, die paillettenbedeckten sekundären Geschlechtsmerkmale bis zum Kinn hochgeschnürt.

Niemand von ihnen ist wirklich aus Überzeugung hier, vielmehr sind sie hier gestrandet, von den nymphenartigen Lockrufen der Alkoholindustrie angezogen. Der Geist ist stark, das Fleisch ist rar.

Es scheint Brunftzeit zu sein, denn alle tänzeln umeinander herum, führen Zwangskonversation, die nicht darauf ausgelegt ist Oberflächen anzukratzen, sondern einander nach einem kurzzeitorientierten Schema zu analysieren, Gebrauchtes auszusortieren und allzu lange zwischenmenschliche Vorbereitungsarbeiten zu umgehen.

Wenn du mein Herz in meinem Dekolleté findest, darfst du es behalten,

aber gib es mir bitte zurück sobald es scheint, als seien Unverbindlichkeiten ausgeschöpft.

Die Männer klopfen sich gegenseitig auf die Schultern, um sich feierlich ins Spiel zu schicken. So machen sie sich zu vertrauten Fremden, die sich die Abwesenheit von Zweifel und Schüchternheit und deren Verwandten und Bekannten ertrunken haben und nun taumelnd da hängen.

Eine bekannte Mittvierzigerin schiebt sich grinsend eine Mettwurst zwischen die Dritten, und alle lachen dreckig. Ich glaube, ich muss kotzen.

Es belustigt mich, denn sie scheinen enthemmt, berauscht belanglosen Radiopop in die Nacht prügelnd, als würden sie jedes Wort, das sie mitgrölen, genauso meinen, auf alles minder kreativen Zweischrittfoxtrott tanzend, von links nach rechts dribbelnd. Dahingeflossene Selbstachtung legt eine Eisschicht auf die Tanzfläche.

Aus meiner stillen Beobachtung heraus hat es was Verlorenes.

Umso früher der Morgen, desto grin-

sender liegen sie sich in den Armen, weit weg vom Alltag, als läge der Montag Lichtjahre entfernt.

Und so sitze ich hier, beobachte still, verweile in den Gesichtern, ziehe fiktive Erzählungen aus ihren Silberblicken, frage mich, was sie wohl für ein Leben führen, versuche zu kategorisieren, in Schubladen zu fächern, schmunzele über all die wundervolle Klischeeerfüllung.

Das hier scheint mir wie ein verkrampfter Meditationsversuch, der unsere Köpfe neu formatieren sollte, doch stattdessen lässt er die Welt von hier aussehen wie einen schlechten Kompromiss. Von hier aus relativiert sich selbst der Antialkoholismus.

Und während die Masse sich Treue und Brüderlichkeit schwört, sich doch selbst die Illusion kaum abnimmt, vermute ich, dass sie bloss darauf warten, dass jemand aus dem Schatten der Einheitsbreimenschen tritt, in dessen Worte sie sich wie in einer Wanne voller Hundewelpen fühlen. Ich bette mich selbst in Brachialromantik, schöner als in jede IKEA-Konstruktion.

Und mit der Sonne flüchten sie, erklären noch kurz dem Taxifahrer die Welt, bevor sie zum Karussellfahren ins Bett fallen.

Auch ich trete hinaus, sauge die Kälte in meine Lungen, lass mir als Abschiedsgeste noch einige Herpesbakterien anhängen und tänzele zum Taxistand. Christian lächelt mich schon aus seinem eierschalenfarbenen Mercedes Benz an, wie jeden Sonntagmorgen.

„Nachhause?“



Lena Schätte trinkt Heineken

Siebzehn auch

von **Nicolle Gerntke**

Meine schwedische Grossmutter und ich blättern im Fotoalbum. Es ist ein schönes, altes Album, wenn man es aufschlägt, sieht man wie auf die Häuserfront einer sehr kleinen Stadtvilla. Hinter jedem Fenster wartet eine Geschichte. Ich warte, dass Grossmutter erzählt. Aber sie spricht nicht, sie starrt kopfschüttelnd auf ein Foto. Sjutton ocksål, siebzehn auch, flucht sie und lacht. Meine Grossmutter flucht oft und gern und grundsätzlich in ihrer Muttersprache. Sie beschwört den Teufel oder die Hölle oder beides auf einmal. Meist aber ist es die Siebzehn, die als Schimpfwort herhalten muss. Oma, du sollst doch nicht fluchen, sage ich. Grossmutter grinst schelmisch. Fluchen reinigt den Körper, behauptet sie. Dann beginnt sie mit ihrer Geschichte. Es ist die, in der sie Karl das erste Mal traf. Damals verdiente sich Karl sein Studium durchs Taxi fahren. Er fuhr in den Semesterferien, an freien Tagen, und an allen anderen Tagen auch. Wenn er irgendwo auftauchte, war auch der alte beige Mercedes nicht weit, weshalb er bald von seinen Freunden nur noch Taxi-Kalle genannt wurde. Ruf doch den Taxi-Kalle, hiess es, wenn irgendwo ein Auto fehlte. Ruf doch den Taxi-Kalle, riet man nach einer Party auch meiner Grossmutter. Das war in einer Sommernacht vor vielen Jahren. Karl würde sagen, dass er diese Nacht nie vergisst, weil er da der Liebe und dem Tod ins Antlitz geschaut habe. Der Liebe begegnete er zuerst. Sie sass in Gestalt meiner Grossmutter auf dem Beifahrersitz und war so schön, wie sie still war. Karl, der sonst viel und gern redete, war auch verstummt. Als die schöne Fremde ihn angesehen hatte, war sein Herz losgaloppiert, schneller noch als jedes Rennpferd. Auch hatte es ihm buchstäblich die Sprache verschlagen. Als ihm über Funk ein weiterer Fahrgast gemeldet wurde, redete



er dann doch, wenn auch nur wenig. Das liegt auf dem Weg, erklärte er knapp. Die schöne Beifahrerin lächelte, und schon zitterten seine Hände so, dass er Mühe hatte, das Lenkrad zu halten. Mein Gott, ich wirke wie ein Alkoholiker auf Entzug, dachte Karl. Er versuchte, so normal zu wirken wie es eben ging, und überlegte angestrengt, wie und ob er die Unbekannte je wieder sehen würde. Wäre Karl nicht so sehr mit seinen Gedanken beschäftigt gewesen, hätten ihn die tief in die Stirn gezogene Kapuze und die Sonnenbrille, die der neue Fahrgast trotz der Dunkelheit trug, vielleicht stutzig gemacht. Aber so nahm er kaum wahr, wie der Mann hinter ihm Platz nahm. Danach überschlugen sich die Ereignisse. Als Karl fragte, wohin es gehen solle, hatte er statt einer Antwort ein Messer an der Kehle. Her mit dem Zaster, brüllte der Fremde laut. Sjutton ocksål, fluchte leise meine Grossmutter. Der Klang ihrer Stimme riss Karl aus seiner Erstarrung. Blitzschnell packte er den Angreifer beim Handgelenk und drückte zu. Mein Grossvater war ein grosser, kräftiger Mann, und hatte an Kneipenabenden mit Freunden bisher jeden im Armdrücken besiegt. Nun bekam der Fremde seinen Schraubstockgriff zu spüren, und es dauerte nicht lang, bis das Messer auf den Schaltknüppel fiel. Meine verdutze Grossmutter nahm es eilig an sich. Karls Widersacher geriet

in Panik und versuchte ihn mit der freien Hand zu würgen. Karl fackelte nicht lang und packte auch dessen zweites Handgelenk. So sassen sie in dieser völlig absurden Pattsituation. Und wer weiss, wie lange noch, wenn nicht in diesem Moment ein Streifenwagen einige Meter weiter gehalten hätte. Kaum dass die Polizisten ausgestiegen waren, stürzte meine Grossmutter schreiend aus dem Taxi. Sie fuchtelte wie wild mit dem Messer, welches, wie es schien, sie völlig vergessen hatte. Beim Anblick dieser bewaffneten Furie zogen die überraschten Beamten reflexartig die Pistolen. Die Colts, dachte Karl, der leidenschaftlich gern Western sah. Einige Sekunden lang beobachtete er fassungslos das ungleiche Duell, dann handelte er. Weil er nicht wusste, was er sonst hätte tun können, donnerte er mit der Stirn auf das Lenkrad. Danach ging alles sehr schnell, die Hupe heulte auf, Grossmutter liess das Messer fallen, die Polizisten stürmten los, und endlich wurde Karl aus seiner misslichen Lage befreit. So habe ich meinen mutigen Mann, deinen Opa, kennen gelernt, sagt Oma jetzt. Sie lächelt. Das junge Grossvatergesicht auf dem Foto schmunzelt auch. Und weil man seiner Liebsten Blumen schenkt, blüht ein Veilchen, Grossmutter's Lieblingsblume, auf seiner Stirn.

Nicolle Gerntke trinkt Berliner Pilsener

Liebeleien eines Astlochs

von Wilhelm

Das Ende einer Romanze zwischen Mann und Frau ist selten hübsch anzuschauen, im Besonderen bei Prominenten wird's rasch grossformatig und gemein, so wie in dieser traurigen Geschichte. Einige dauerkritische Geister sind der Meinung, bei dem Liebes-Aus handle es sich um eine Inszenierung, orchestriert von einem gut gelaunten PR-Berater, einem schlaun Burschen, der weiss, dass die Kollegen vom Boulevard in den Sommermonaten jede noch so belanglose Story mit einem Ausflug in ein ordentlich geführtes Bordell honorieren. Letzteres ist nun aber wirklich ein böser Verdacht, den weiter zu verfolgen ich mich nicht traue; so was tut ein anständiger Zeitgenosse nicht.

Da fährt also ein Liebespaar mit dem Taxi vom Flughafen Bern-Belp bis nach Häutligen. SIE, eine liebenswürdige Erscheinung einer Frau, hübsch gekleidet, vielleicht ein wenig provinzialisch, aber hübsch. ER, auch kein quälender Anblick, ein Tattoo am linken Unterarm, schwer zu erkennen was da steht, man vermutet eine Aussage von Che Guevara; hasta la victoria siempre – oder ähnlich. Soweit das Äussere, charakterlich ist ER ein Freigeist, ein sanfter Rebell, mit Potential zum Sauhund. SIE findet das attraktiv.

In Häutligen an der Dorfstrasse 3, da steht das Restaurant Bärli. ER steigt aus dem Taxi, braucht noch ein Bierchen vor dem Bett, SIE aber ist schläf-

rig. Bald wird ein Freund vom ER der Zeitung zu Protokoll geben, ER sei halt auch nur ein Mann, und manch ein Leser wird denken; genau, Mann ist Mann. Und wenn Mann schon Mann ist, dann verwundert es auch nicht, dass aus einem Bierchen rasch fünf werden, dann noch drei Schnaps, dann pissen, einhändig! – mit der anderen Hand wird eine melancholische SMS nach Los Angeles verschickt.

SIE hat nun viele, nicht nur eine Träne in den Augen und ER erholt sich auf Sol Romero. Letzteres ist zugegeben ziemlich ordinär.

Wilhelm trinkt Galopper



Gassenhauer

Der Taxifahrer aus der Hölle

von Stammgast Reto Beau

„Callacallacuttacuttaeoeoe!“ ruft der Taxifahrer mit Sonnenbrille und Bart, fährt im Videoclip ein paar Kisten und dann gleich noch einen Passanten über den Haufen. Doch dann wird's erst richtig schlimm, denn dann kommt der Beat. Oder das, was man 1998 darunter verstanden hat. Und über dem Eurodance-mz-mz-mz rappt und singt Dr. Bombay – wobei auch die Begriffe Rap und Gesang im Kontext von 1998 zu begreifen sind.

Für alle, die sich 1998 die Single „Callcutta (Taxi, Taxi, Taxi)“ im lokalen Plattenladen für den üblichen Preis von 7.90 Franken gekauft haben und den

Titel somit auf Platz 35 der Schweizer Hitparade (damals noch moderiert von Jean-Luc Wicki) gehievt haben, kommt jetzt vielleicht eine kleine Enttäuschung. Dr. Bombay ist gar kein Inder. Natürlich hätte man bereits 1998 darauf kommen können, dass einer kein Inder ist, nur weil er „Callacallacuttacuttaeoeoe!“ sagen kann. Viel grösser ist hingegen die Chance, dass in den 1990ern produzierter Schrott aus Nordeuropa kommt. So auch bei Dr. Bombay, dem mittlerweile 48 Jahre alten Schweden Jonny Jakobsen. Dieser versuchte sich zuerst als Country-sänger („Johnny Moonshine and the troubled Water Band“), strandete aber erst durch sein indisches Alter Ego in den Charts. Auch die übrigen Werke

Dr. Bombays sind geprägt durch Euro-dancebeats. Man könnte auch sagen: Es ist immer derselbe Beat, angereichert durch sensible und vor allem differenzierte Einblicke in das Leben in Indien in den Neunzigern. So bei den Titeln „Rice & Curry (Hurry, hurry, hurry. Buy my rice and curry!)“, „S.O.S. – the Tiger took my Family“ oder auch dem Titel „My Sitar (Hutal hutala hutala hey, playing my sitar everyday!)“. Diese Musik erscheint auf den ersten Blick harmlos. Doch sie macht auch Angst, denn irgendwann werden wir uns dereinst unseren Enkeln erklären müssen, wenn sie im Internet auf diese Lieder stossen. Ich fürchte schon jetzt die Frage: „Opa, was hast du eigentlich 1998 gemacht?“

Buenos Aires

von Christoph Simon

Gustavo, der den Schweizer auf Rechnung der Embajada Suiza vom Flughafen abholt, ist seit dreiundzwanzig Jahren Taxichauffeur, und ebenso lange scheint die Frontscheibe seines ansonsten makellosen Renaults nicht mehr gewaschen worden zu sein. Buenos Aires präsentiert sich dem Schweizer durch den dreifachen Schleier schlafverklebter Kontaktlinsen, der salzverkrusteten Windschutzscheibe und des öffentlichen Nebels – starke Farben an Lastwagen und Weltformatplakaten geben ihm Anhaltspunkte zu Existenz und Position der Aussenwelt.

Kürzlich habe er beim Waschen seines Taxis hinter dem Fahrersitz ein Perlenarmband gefunden, berichtet Gustavo

vergnügt, nachdem die Formalitäten erledigt sind (Sprachwahl, Herkunft, Aufgaben am Zielort). Er hielt das Armband für künstlichen Schmuck und gab es einer fünfjährigen Enkelin als Spielzeug. Ein paar Tage später habe ein Freund der Familie behauptet, das Armband sei echt. Sein Sohn sei in eine grosse Aufregung geraten und wollte es einem Juwelier zeigen, aber er, Gustavo, habe darauf bestanden, das Armband, egal welchen Wert es besitze, der Enkelin zurückzugeben, die tagein, tagaus damit spiele.

Dass sie von allen Fahrzeugen überholt werden, hat damit zu tun, dass Gustavo als einziger die 80 km/h Geschwindigkeitsbegrenzung beachtet. Nach

dem Passieren der Autobahn-Zahlstelle fährt Gustavo freihändig, bis die Geldscheine sorgfältig längsgefaltet im Geldbeutel versorgt sind.

Die zu erledigenden Aufgaben eines Schweizers in Buenos Aires sollten sich nach Ratschlag des Chauffeurs auf drei Dinge beschränken: Den Tango erlernen, sich in der Wissenschaft des Fussballs weiterbilden und Dulce de Leche geniessen. Vielleicht sind diese drei Branchen die einzigen, in denen Argentinier heute noch mit grosser Empfindlichkeit auf ihre Vorherrschaft bedacht sind. Dass England die bessere Marine stellt, scheint wenigstens Gustavo gleichgültig; dass die jungen Argentinier, die der Schweizer im Flugzeug getroffen hat, lieber mit Iberia als mit Aerolineas Argentinas fliegen, nimmt er gelassen zur Kenntnis. Hat der Schweizer jedoch die Vermessenheit einzuwerfen, ob denn nicht momentan Afrika die interessanteren Fussballer stelle als Argentinien, ob nicht möglicherweise in Belgien ebenso suggestive Süssspeisen kreiert würden, und ob nicht Paris die heimliche Tango-Hauptstadt der Welt sei, regt sich sofort und energisch das nationale Ehrgefühl.

Fahren wir an einer Kirche vorbei, bekreuzigt sich Gustavo. Auf der halbstündigen Fahrt vom Flughafen bis zur Ecke Juncal y Anchorena geschieht dies fünfmal. Um herauszufinden, wie fromm Gustavo im Vergleich zu seinen Berufsgenossen ist, nimmt der Schweizer sich vor, möglichst bald vor einer Kirche Aufstellung zu nehmen und das Gebaren der hiesigen Taxifahrer zu beobachten. Erst aber lädt ihn Gustavo vor dem vorbestellten Departamento ab; sie wünschen sich gegenseitig viele ergiebige Begegnungen für die Dauer ihrer restlichen Leben.



Christoph Simon trinkt Quilmes aus Quilmes, Argentinien

Drei Gedichte

von Didi Costaire

Tags und nachts

Tags sind alle Taxifahrer schlau,
meistenteils zugleich ein wenig eigen,
reden gern vom eigenen Know-how.
Wenn der Gast dann wünscht, rasch auszusteigen,
echauffiert sich der Chauffeur recht rau.

Nachts sind alle Taxifahrer grau,
können selbst bei langen Touren schweigen.
Nur die Gäste sind mitunter blau,
suchen mühsam ihren Platz und neigen
hier und dort zu lallendem Radau.

L~egotrip

Der schlaksige Axel aus Sachsen
besitzt gar galaktische Taxen.
Die sind zwar aus Lego,
doch stärken sein Ego,
denn Axel wird niemals erwachsen.

Falscher Hase

Es juckte mir seit Langem in den Fingern.
Dann sagte ich zu ihr: „Lass mich mal ran,
sonst wird das nie was mit dem Mümmelmann.“
Sie quakte: „Nimm die Pfoten von den Dingen!“

Hör endlich auf, bei mir herumzulungern!
Ich weiss am besten, wie man kochen kann.“
Sie stiess mich aus der Küche und verbann-
te mich. Ich drohte kläglich zu verhungern

und dachte Stunden später:

Liebe Lotte!

Es isst sich nicht mehr so wie einst bei Muttern.

Alleine kommt mein Hase nie zu Potte.

So hätten wir uns nahezu verkracht,
doch schliesslich gab es noch genug zu futtern.
Das Pizzataxi hat es uns gebracht.

Didi Costaire trinkt einen Metaxa

Mail an die Redaktion

Sehr geehrte Redaktion

Seit einiger Zeit schon verfolge ich die Entwicklung Ihrer Zeitschrift. Ehrlich gesagt bin ich mir nicht sicher, ob mich die Lancierung eines so geistlosen Käseblattes als solche oder dessen unbegreiflich lange Existenz mehr verwundert. Wohl beides gleichermassen. Jetzt jedoch haben Sie den Gipfel aller Abgründe erreicht. Wie zum Henker können Sie es wagen, meine empfindliche Darmflora durch eine dilettantische Annäherung an das vehiculum non gratum – das Taxi – zu reizen? Es beginnt bereits beim Wort selbst: Versuchen Sie mal einen korrekten Plural zu bilden. Taxen – Taxien – oder gar Taxis? Wobei mich das letztere weit mehr an Chirurgie als an Literatur erinnert; oder an griechisch Taxís (Ordnung) – aber davon kann hier definitiv nicht die Rede sein. Ja, warum schreiben Sie eigentlich nicht mal über „Recht und Ordnung“? Das wäre ein Thema, das unsere sittenamputierte Gesellschaft brauchen könnte. Aber nein, Sie schreiben über das Taxi, dem sozusagen Mensch gewordenen Zerfall der Moral. Hat einer zuviel getrunken, will einer unerkant in den Puff, betrügt einer seine treuliebende Gattin – in jedem Fall ist ein Taxi im Spiel. Und einem solchen Zuhälter widmen Sie ihr Publikation? Pfui, Sie sollten sich schämen!

Ihre Tiara Hummel Le Grogg



Das Taxi-Lotto

von Andy Aerni

Ich bin ja in der Regel ein sehr umgänglicher Mensch, mit dem man über alles reden und Kompromisse finden kann. Wenn aber ein Wägelchen mit einem gelben Schild auf dem Dach vorfährt, verschwinden all diese Eigenschaften schlagartig. Wenn einem potenziellen Mitfahrer nur schon der Gedanke durch den Kopf schiesst, er könne während der Fahrt neben dem Chauffeur Platz nehmen, beschiesse ich ihn mit einem Blick, der eine klare Sprache spricht: hinten sitzen oder laufen.

Nein, dieser Platz gehört mir. Dieser Platz, von dem man die Gesichtszüge jener Menschen beobachten kann, die ihren Dienst tun, wenn noch oder schon kein öffentlicher Verkehr mehr unterwegs ist. Wenn Menschen zu faul sind, um zehn Minuten bergauf zu gehen, obwohl sie sich gerade ihren Promillespeicher vollgetankt haben. Wenn Frisuren vor dem Regen oder Hände vor klirrender Kälte geschützt werden müssen. Oder, und zu dieser Gattung Mensch gehöre ich, wenn man sich ein paar Minuten neben diesen Menschen

gönnen möchte, die aus unserer Gesellschaft nicht mehr wegzudenken sind.

Während der Fahrt dann beginnt das Spiel. Es gibt drei Kategorien von Taxifahrern, und mein Ziel ist, das Fahrzeug mit dem Wissen zu verlassen, in welche dieser Mensch einzuordnen ist, der mir gerade gefühlte 100 Franken pro Kilometer abgeknöpft hat.

Die erste Kategorie sind die Schweigsamen. Sie sind verschlossen, lassen die Gäste ihre Kommunikations-Unlust spüren und beschränken ihren Wortschatz auf ja und nein. Wer gut hinhört, der nimmt gelegentlich sogar ein leises Knurren wahr, so wie ein Hund, der einem zu verstehen gibt, dass er gleich zubeissen wird, wenn man nicht sofort den Mund hält und verschwindet.

Die zweite Kategorie ist der Durchschnitts-Taxifahrer. Er fragt vielleicht nach dem Befinden der Mitfahrer, nach dem Zweck der Fahrt und nach dem gewünschten Weg. Auf Gegenfragen gibt er freundlich Auskunft und ist sogar dazu bereit, etwas über sein Leben Preis zu geben. In der Regel hat er eine

Familie, war früher auf einem anderen Beruf tätig und ist mit seinem geringen Verdienst nicht glücklich.

Zu guter Letzt gibt es eine Kategorie von Taxifahrern, die die grosse Minderheit darstellt. Es sind die Originale. Bei ihnen hat man kaum Platz genommen, wenn die erste Anekdote erzählt ist. Sie lassen uns an Geschichten über ihre drolligsten Fahrgäste teilhaben. Sie berichten von prägenden Erlebnissen, die sie auf dem Spielplatz gehabt haben, an dem wir gerade vorbeifahren. Und man spürt, dass ihnen die Fahrt genauso viel Spass bereitet wie mir.

Die Wahrscheinlichkeit, ein Original zu erwischen, ist vermutlich nicht viel grösser als ein Lotto-Sechser. Trotzdem gibt es sie, diese raren Momente, bei denen ich das Fahrzeug mit glänzenden Augen verlasse, die ich später am Stammtisch wieder hervorhole und die jedes Mal ein leises Kribbeln im Bauch verursachen, wenn sich so ein Taxi nähert. Ja, so geht es, das Taxi-Lotto!

Andy Aerni trinkt Erdinger Weissbier



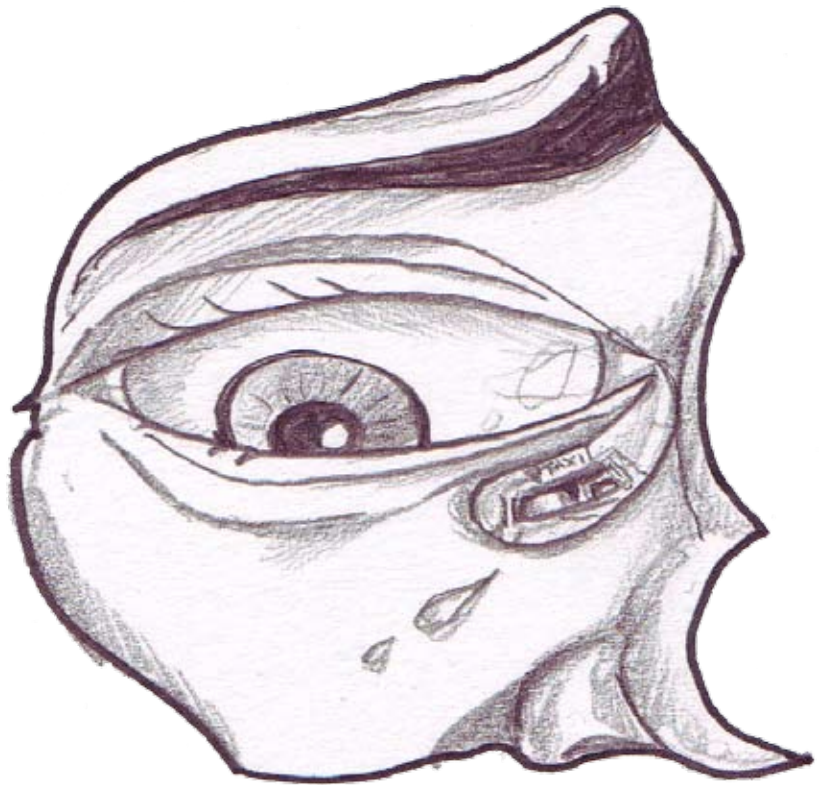
Nichts ist wie immer

von Anne Boxleitner

Mit flinker Hand fährt er über seine Budapest bis sie glänzen. Schnell eine Fingerspitze Haarwachs in den Haaren verteilt. Sein einst volles schwarzes Haar ist in den vergangenen Monaten leicht ergraut. Den Gürtel ein Loch enger geschnallt. Er hat ein paar Kilo abgenommen. Das wollte Marisol immer, es sei besser fürs Herz. Er hat es nie geschafft. Aber wie hätte er ihrer guten Küche widerstehen sollen?

Auf der Strasse hupt es dreimal kurz, einmal lang. Ricardo mit seinem Mercedes Baujahr 1977, den er wie seinen Augapfel hütet. Schnell den Schal umgelegt und in den Mantel geschlüpft. Dein Rücken verträgt Kälte nicht, hat Marisol immer gesagt. ¡Hola! Ricardo, lange nicht mehr gesehen. Wie geht's den Kindern? Sind sie fleissig in der Schule? Ah, das hört man gerne. Ins El Beso, ja wie immer. Gut, dass du mal wieder unter Leute gehst, Vincente. Es wird dir gut tun, du wirst sehen. Die alten Knochen bewegen, ein paar Runden drehen. Da ist es. 38 Pesos? 40, danke, der Rest ist für dich.

Vincente atmet die kühle Frühlingsabendluft, strafft die Schultern, grüsst den Türsteher mit einem Nicken. Bei der Dunkelhaarigen mit dem Schlangentop bestellt er einen Malbec. Früher sass er mit Marisol immer am zweiten Tischchen links neben der Bar. Nora, die Wirtin, hielt ihnen jedes Mal diesen Platz frei. Heute ist er zum ersten Mal seit 30 Jahren alleine da. Guten Abend, Vincente, wie geht es Ihnen? Schön, Sie wiederzusehen. Nora weist ihm lächelnd einen Platz auf der Herrenseite zu. Die Tanzfläche ist gut gefüllt, er erkennt einige Bekannte. Vincente trinkt in kleinen Schlucken, er ist ein wenig nervös. Doch das alte Spiel des Aufforderns funktioniert noch. Er tanzt mit der Frau seines Schulfreunds Juan, mit einer asiatischen Touristin in Shorts, mit einer Fremdsprachen-Sekretärin



aus San Telmo. Mit jedem Schritt, jeder Drehung kehrt seine Selbstsicherheit zurück. Er ist ein erfahrener, bedächtiger Tangotänzer. Auch junge Frauen tanzen gerne mit ihm, loben ihn. Irgendwann macht dir mal eine einen Heiratsantrag, weil du so gut führen kannst, meinte Marisol immer scherzhaft, wenn er gegen Ende einer Milonga mit ihrem Einverständnis andere Frauen aufforderte.

Vincente schaut sich nach der nächsten Tanzpartnerin um. Sein Blick streift eine zarte Frau mit schulterlangen schwarzen Locken, vielleicht Anfang 30. Sie erinnert ihn an Marisol. Er fordert sie mit einem Blick auf, sie akzeptiert. Mit einem Mal fühlt er sich wie als junger Mann, als er Marisol zum ersten Mal sah. Wie sie auf der Damenseite sass. Etwas schüchtern, mit ihren schmalen Schultern, ihrem hellen Teint und den neuen, mühsam zusammengesparten Tanzschuhen. Klein ist sie, seine Tanzpartnerin. Sie heisst Laura und lässt sich gut führen. Fast ist ihm, als tanze er mit einer Feder. Sie bewegt sich mit geschlossenen Augen, ihre Wangen

an seiner. Ihrem Haar entströmt ein bekannter Duft, Yves Saint Laurents Opium. Marisols Lieblingsduft für den Abend. Gardel singt Tengo miedo de las noches que pobladas de recuerdos encadenen mi soñar. Auch Vincente hat Angst vor den Nächten voller Erinnerungen, die ihn am Schlafen hindern. Seine Kehle schnürt sich zu, seine Hände zittern. Er gerät aus dem Takt, fühlt sich schwindelig. Gardels Gesang klingt verzerrt in seinen Ohren. Lauras zarter Körper fühlt sich in seinen Armen zentnerschwer an. Mitten im Tanz hält er an, presst ein perdón hervor, stürzt, an tanzende Paare stossend, dem Ausgang entgegen. Taxi! Taxi! Ein Wagen hält, Vincente steigt ein. Er spürt, wie Tränen seine Augen füllen. Vincente weint. Das erste Mal seit Marisols Tod vor fünf Monaten, drei Wochen und sechs Tagen. Als das Taxi anfährt, verklingen die letzten Takte von Gardels Volver. Avenida Peru 987, wie immer...? Ricardo reicht ihm ein Taschentuch.

Anne Boxleitner trinkt Astra

Proscht!

von René Klöppel

– Jo, ich bin grad am Bankomat. Du, also: Mit eme Trinkgeld, susch han ich würki cheis Problem da demit. Foif Prozent, isch-guet-e-so, adie-tschaumessi – pfertig. Chummt jetzt nöd e so druff aa, wottsch eifach nöd zwill gäh, ds isch au peinlich, wie wenn d öppis muesch bwiise. Nöd meh wie zäh Prozent und denn es bitzli weniger, dass isch jetzt no easy zum chönne merke un chasch au eifach rechne. Wetsch ja chei Stress, dass d jetzt no stundelang söttsch ummerechne un denke un alles, wottsch d Stutz anhebe un segge: isch guet.

Jo, und ebe, denn wo mir fascht scho dihei gsi sind, weisch, ich bin mit eme Taxi susch nie unterwegs, ich han ja mini eigete Charre, aber wo mir denn scho fascht bi mir gsi sind, weisch, han ich gwüsst: dihei isch es sicher grad en Zehner, und ich han würki chei Münz im Sack gha, und nüt gäh isch e chli peinlich, und zeh füffzg chasch au schlecht segge, denn kriegsch grad die Goldvorrät vo Fort Knox zrugg. Wotsch sicher au nöd. Uffrunde isch eh s bescht, total smooth, wetsch sicher nöd wie es alts Müeterli ihm die Foifräppler go abzähle, sonder eifach: isch-guet-e-so-en-schöne.

Ds isch au eigentlich nöd e so e Sach, bliibsch easy, tschau-messi-pfertig, chei Grund zum es Drümmli mache, wenn d weisch. Ich han's immer scho total kuhl gfunne, wie's i so alti Film, zum Bispill mit Bud Spencer oder Kojak, weisch, dr langt i d Hosesack, plätscht Münz uf de Tisch, pfertig. Denn muess er losseckle, wil d Andr mit eme 69er Mustang losfährt oder wil er no es Chind us eme brennende Huus muess go rette. Guet, das mit dem Chind weiss er i dem Moment nonig, das chummt denn erscht ganz am Schluss vo dem Streife, aber au wenn er's würd wüsse: Zum es bitzli Münz anhebe het's uf jede Fall no gnueg Zit, passt scho, muesch nöd so



gnau wüsse, wievill das gsi isch, das isch nöd e soo wichtig, und eh: Es isch nur en Film.

Aber ebe, wenn d jetzt aber nur es 20er-Nötli hesch so win ich, gaht das mit dem bitzli-Münz-lah-ligge nöd e so würki. Ds Taxameter het denn 9,80 aa-zeigt, wo mer vorem Huus gsi sind, und da han ich denkt: 20 Rappe Trinkgeld, das isch scho no chli Bünzli, das sind nonig emol foif Prozent, und denn han ich grad denkt: Chumm, fahred mit mir eifach no zum Coop d Gass abe, denn sind's 10,50, denn chasch segge elf-isch-guet-e-so, un denn chan ich no es paar Sache go poschte, im Coop, Batterie für de Telecommander vom TV bruuch ich no, und Schiisipapier isch au cheis meh do, nümme vill zmindscht, und Butter han ich cheini meh, glaub's zmindscht, so gnau weisch es ja normalerwiis nöd, ob d no Butter im Chüehlschrank hesch oder nöd, wenn d jetzt nöd grad vorher glueget hesch, aber glich, chan ich susch au no i d Gfrüri legge, die Butter. – Sicher, han ich also gseit, er sött no d Strass abe. – Jo, Schätzeli, han ich i

dem Moment nöd chönne ändere. Wo mir grad vorem Coop gsi sind, isch dr Taxameter uf 11 gstande. S isch denn au chli blöd gsi, wil wenn ich ihm denn ds 20er Nötli gib, was gibt er mit zrugg? – Gnuu, en Föifliber und zwei Zweifränkler. Zwei Franke sind denn aber es bitzli vill für e Rechnig vo 11 Stutz, han ich müesse zuegäh, und ihm jetzt segge: Aber tüent mir do bitte zwei Füffzgräppler gäh, das isch so... uf jede Fall, für zwei Franke meh chan er mich denn es bitzli wiiter fahre, han ich denkt, also zmindscht no d Gass abe. Det hets no so e chline Park, und vo det gang ich denn eifach hindenumme hei, wil's au gsund isch am Abig es bitzli zum go laufe, chasch vill besser go pfuuse, und zum Coop isch nöd e so wichtig gsi. – Okay, 14,50 isch denn wieder es bitzli blöd gsi, wil füffzg Rappe isch es bitz zweni und foif füffzg sind würki zwill. Wenn er denn eifach no es bitzeli wiiterfahrt, han ich denkt, das sind no öppe drü Stutz, und det chan ich denn d Bus hei näh, wil jetzt mit ihm wieder zruggfahre und nirnesch ane gsi si isch au chli peinlich, lieber es bitzli wiiter, achzeh Franke, perfekt, eifach ds Nötli anhebe, adie-tschaumessi. S sind denn eifach nünzehsechzgi gsi... und, jo, s isch eifach no blöd gsi, wil meh wie zwanzg Franke han ich nöd dabü gha, und vierzg Rappe... – Sicher, was het ich susch sölle mache? Also han ich no en Bankomat müesse finde, und... – Los, ds muess ich nöd alles verzelle, d Stutz han ich jetzt, aber ds Akku isch grad am End, un ds Ufladegerät han ich nöd dabi. Het au eh chei Steckdose i dem Taxi do, wenn'd weisch. Mir fahred jetzt denn wiiter, also... no es bitzeli, ich han Stutz... also, uf jede Fall, mir sind denn bald wieder zrugg. Sicher! Mir sind denn bald wieder zrugg...

René Klöppel trinkt Amboss hell

Nach Hause

von Vyda Stein

Noch immer prasselte starker Regen auf die dunkle Strasse und den Fussweg direkt vor ihnen.

Doch statt sich glücklich darüber zu schätzen, wenigstens unter dem Dach der Bushaltestelle im Trockenen zu stehen, machten sie sich gegenseitig Vorwürfe.

Maria sprach von schlechten Vorzeichen, die sich schon Tage vor der Reise gezeigt hatten, verfluchte seine Termine, die er bisher an keinem ihrer jetzt schon 25 Hochzeitstage schaffte zu verlegen. Dabei ging es doch um etwas so Wichtiges wie ihre Silberhochzeit. Enttäuscht sah sie sich bereits vor dem Scheidungsrichter, da sie keine Ehe, wie diese es nur noch war, führen wollte.

Paul wimmelte zunächst ab, nannte es eine typische Übertreibung, so, wie sie jedes Mal übertrieb, wenn es um sein Verhalten ging. Er hatte doch alles versucht, um ihr klarzumachen, wie wenig ihm diese Reise bedeutete, und ja, wenn sie wieder einmal glaubte, dass es notwendig sei sich zu trennen, dann würde er eben ausziehen, müsste sich eine kleine Wohnung in der Stadt nehmen. Seinetwegen könnten sie sofort ihr Hab und Gut trennen, alles schriftlich festhalten.

Das habe er also gewollt, warf sie ein. Schon immer, seit seinem Verhältnis vor zwölf Jahren, als ihm dieses zwanzig Jahre junge Flittchen zugeteilt wurde, seine angeblich „neue Sekretärin“, die doch „so hervorragende Arbeit“ für ihn leistete, giere er nur noch nach anderen Röcken, hatte sich aus seiner Lebensmitte-Krise nie befreien können. Er müsse sich endlich eingestehen, dass er in all den Jahren Federn gelassen, an Attraktivität verloren habe. Er hatte doch wohl nicht wirklich geglaubt, dass diese jungen Dinger ihn

in seinem Alter in einer Stadtwohnung besuchen wollten. Er sei unverbesserlich. Ein alter, geiler Bock, mehr nicht. Zum Teufel solle er sich scheren.

Paul schüttelte den Kopf, wehrte sich gegen diese hanebüchenen Anschuldigungen, bezeichnete es als unpassende und taktlose Beleidigung. Schliesslich habe sie sich durch ihre verrückte Selbstfindungsphase, das einmonatige Klosterleben in absoluter Isolation und das kurz darauf abgelegte Keuschheitsgelübde, ihren ehelichen Pflichten entzogen und sich doch wohl nicht darüber gewundert, dass er ihr nicht mehr näher kam.

Maria wollte ihrem Mann gerade ins Wort fallen, als plötzlich, wie aus dem Nichts, direkt vor ihnen ein cremefarbenes Taxi die Nacht erhellte, und wie ein Friedensstifter ihren Streit verstummen liess.

Beide stiegen sie mit schimpfenden Worten ein, klagten gemeinsam über

ihre lange Wartezeit, schliesslich seien sie nicht mehr die Jüngsten und hätten weiss Gott Besseres zu tun, als hier herumzustehen.

„Nun“, fragte der Taxifahrer in beschwichtigendem Tonfall, „wo soll es denn hingehen?“

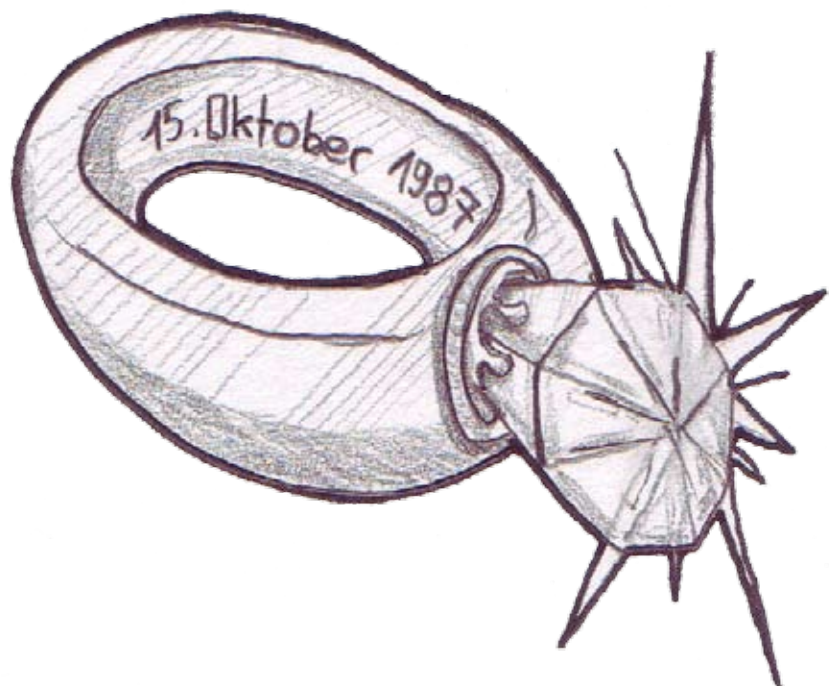
„Nach Hause, natürlich“, antwortete Maria, schaute Paul dabei an, als suche sie seine Bestätigung für diese Selbstverständlichkeit.

„Natürlich. Nach Hause! Wohin sonst?“, antwortete Paul.

Während der Taxifahrer den Kopf schüttelte und ein wenig Zeit verstreichen liess, seine Frage dann noch einmal stellen wollte, lächelten Maria und Paul sich zu, gaben sich zu verstehen, dass sie es noch einmal miteinander versuchen wollten.

So, wie sie es jedes Jahr nach ihrem Hochzeitstag noch einmal miteinander versuchen wollten.

Vyda Stein trinkt Erdinger Weizen



Bruno Perettis letzter Fall

von Godi Huber

Bruno Peretti, ein altgedienter Tschugger der Berner Kantonspolizei, gehörte nicht zu denen, die Tage zählen. Deshalb war die Pensionierung plötzlich da. Noch eine Woche Akten ausmisten, dann würde er sich von den Kollegen und Büropflanzen verabschieden. Da trat der Chef ins Büro, ein dünnes Dossier in der Hand.

„Bruno, du bist der einzige, der Zeit hat. Ein Taxi mit Fahrer ist spurlos verschwunden. Kümmere dich darum.“

Kommissar Peretti kämpfte mit einem Hustenanfall, verursacht durch den Staub, der sich in den Akten festgesetzt hatte. Kaum erholt, begann Peretti mit der Ungeduld eines Jagdhundes mit der Aufklärung des Falles — seines letzten Falles.

Mauro Z. hiess der Taxifahrer. Vor 40 Jahren war er von Italien in die Schweiz gekommen, danach fuhr er mit der Zuverlässigkeit einer Schweizer Uhr Taxi. Unfallfrei und ohne polizeiliche Beanstandungen, wie Perettis Blick in die Datenbanken ergab. Diese Woche wäre die Pensionierung fällig gewesen. Doch von seiner letzten Fahrt am frühen Sonntagmorgen war Mauro Z. nicht zurückgekehrt. Das Taxiunternehmen erstattete Anzeige wegen des verschwundenen Fahrzeugs, erwähnte den Fahrer nur nebenbei. „Auch er ausgemustert, wie ich“, dachte Peretti.

Der Besuch im Domizil von Mauro Z. förderte nichts Ungewöhnliches zutage: einfach eingerichtete, saubere Studiowohnung. Joghurt, Käse und gewaschener Salat im Kühlschrank. Frisch gebügelte Wäsche. Blass gewordene Ansichtskarten an der Tür des Kleiderschranks. Ein Foto mit lachendem Taxifahrer vor gelbem Taxi.

Vor einem Bier in seiner Stammbeiz ordnete der Kommissar Spuren, Hinweise und Gedanken, indem er Bierdeckel an Bierdeckel auf den Tisch legte, um sie sogleich wieder einzusammeln

und neu auszulegen. Der Peretti mache sein Zämesetzispiel, pflegten Kollegen in diesen Momenten zu sagen. „Gopferdeckul“, brummte Peretti nach einer halben Stunde, zahlte und ging. Hatte der alte Jagdhund eine Fährte gefunden?

Am nächsten Tag nahm Peretti den 7-Uhr-Zug nach Brig. Fuhr mit dem Postauto auf den Simplon-Pass. Ging ins Restaurant Hospiz. Bestellte Röschi und Bier. Sprach mit der Wirtin. Fragte, ob jemand nach Italien fahre. Kaufte in Domodossola eine Ansichtskarte. Nahm den Zug nach Genua, wo er in den Regionalzug umstieg.

In San Remo bezog Bruno Peretti ein Hotelzimmer mit Blick aufs Meer. Der Wind blies kräftig. Die See war rau. Die Strandbar leer. Peretti bestellte einen Espresso. Blätterte in der Zeitung. Lange passierte nichts. Dann parkierte ein gelbes Taxi mit Schweizer Nummernschild. Der Fahrer stieg aus. Setzte sich an den Nebentisch. Bestellte Wein.

„Das geht auf meine Rechnung“, sagte Peretti.

„Grazie mille. Was willst du von mir?“, fragte der Fahrer.

„Ich muss mit dir reden.“

„Du bist von der Polizei?“

„Bruno Peretti von der Berner Kantonspolizei. Ich suche ein gelbes Taxi mit Fahrer.“

„Wie hast du mich gefunden?“

„Du hast schöne Ansichtskarten. Warum bist du abgehauen?“

„Ich habe mich verfahren.“

„Bis nach San Remo verfahren. Das glaubt dir kein Mensch.“

„Du glaubst es auch nicht, Bruno Peretti? Das Taxi und ich haben viele Jahre zusammengehört. Wir waren lange Tage und endlose Nächte unterwegs. Hundert Mal zum Mond und zurück. Menschen sind zugestiegen und wieder gegangen. Wenige anständige, viele komische, noch mehr Spinner. Direk-



toren, Landstreicher, Politiker, Gauner, Liebespaare, Huren, Doktoren, Selbstmörder, Buchhalter, Polizisten wie du. Sie haben geredet, gelacht, geweint, geschwiegen und geschrien. Wir haben sie alle ausgehalten. Dann kam das Ende der Reise. Ich sollte den Schlüssel für immer abgeben. Da habe ich Gas gegeben, und wir sind losgefahren. Einfach nur losgefahren.“

Möwen kämpften gegen den Wind. Flaggen knatterten. „Ich glaube dir, Mauro“, sagte Peretti nach einer langen Pause. Liess die Gedanken kreisen. Begann Bierdeckel auszulegen, einzusammeln, auszulegen und wieder einzusammeln.

Zwei Tage blieb Bruno Peretti. Ass frittierte Calamares. Schwamm bis zu den orangen Bojen hinaus. Sah den Wellen zu, wie sie kamen, sich überschlugen, gurgelten, schäumten und wieder gingen. Begann sich als Italiener zu fühlen.

Danach lenkte er das gelbe Taxi allein in die Schweiz zurück. Parkierte das Fahrzeug beim Bahnhof. Liess den Schlüssel stecken. Ging in sein Büro. Nahm das dünne Dossier vom Pult. Schob es in den Aktenvernichter. Lauschte dem Surren im Inneren des Gerätes. „Wenn das nur öfter so ausgegangen wäre.“

Bruno Peretti löschte das Licht. Schloss die Bürotür. Deponierte seinen Schlüssel. Marschierte in die Nacht hinaus.

Godi Huber trinkt Moretti Doppio Malto

Rückspiegel

von Simone Wertenbroch

Ich heiße Kemal Reza. Sie müssen sich meinen Namen nicht merken – schon während der Fahrt hätten Sie ihn vergessen. Er steht auf einem weissen Schildchen, das in der Lüftung steckt. Das ist gut so, denn für mich wären Sie ebenfalls nur Fahrgast Nummer XYZ. Ich bin fünfundvierzig Jahre alt, Araber und ich bin Taxifahrer in Hannover City. Meistens warte ich am Vordereingang des Hauptbahnhofes auf Kundenschaft.

Die Nachtschichten sind übel – kein Wunder, dass sie besser bezahlt sind. Die Leute geben aus Scham mehr Trinkgeld, weil ich Dinge mitbekomme, die sie nicht mal ihrem Tagebuch anvertrauen würden, und am nächsten Tag haben sie ohnehin alles vergessen: Ich leider nicht!

In den letzten fünf Jahren hatte ich es mit diversen „Nervtötern“ zu tun, die jeder Taxifahrer hasst: Den Nörgler, der meint, den Weg besser zu kennen als ich, und mich in die „Pampa“ lotst, den Gereizten, der mit zwei Handys gleichzeitig am Telefonieren ist, die Zicke, die mir mit ihren High Heels die Lederin-

nenausstattung ruiniert, den Säufer, der meint ins Taxi kübeln zu müssen und sich davonmacht, ohne den Schaden zu begleichen, den Rüpel, der sein Kaugummi an meinen Rücksitz klebt, die überforderte Mutti, deren Kinder mit ihren Eiscremehändchen alles anfassen, den Zechpreller, der unter einem Vorwand türmt, am Schlimmsten aber sind die Senioren.

Das können Sie nicht glauben? Hören Sie jetzt genau zu. Bis gestern hatte ich gedacht, das sei die harmloseste Gruppe: Fehlanzeige!

Ich hätte misstrauisch werden sollen, als eine Seniorin um die Siebzig mich mit ihrem fünfzehnjährigen Enkelsohn gegen zweiundzwanzig Uhr um eine Fahrt zur Tankstelle in der Vahrenwalder Strasse bat...

Die Dame wollte Zigaretten kaufen, bevor ich sie mit ihrem Enkel zum Flughafen bringen sollte. Der Junge blieb im Wagen sitzen und beobachtete mich aus den Augenwinkeln, als sei ich seine Geisel. Teenager, dachte ich, hab selbst einen zu Hause!, und lehnte mich zurück.



Plötzlich ertönten Schreie aus der Tankke, und der Kassierer blickte panisch auf einen Räuber, den ich wegen eines Zeitungsständers nicht sehen konnte. Dann ging alles ganz schnell. Ich musste ihr helfen!

Also rannte ich los, öffnete die Ladentür und sah, wie der Kassierer meiner Seniorin das Geld in ihre Tasche schaufelte. Ich starrte in den Lauf ihres kleinen Revolvers. Ehe ich einen Ton rausbekam, hatte sie mir eine Kugel in den Fuss gejagt und sich mit meinem Taxi aus dem Staub gemacht. Deshalb liege ich jetzt im Krankenhaus... und Senioren kommen mir nicht mehr ins Taxi: Ein Hoch auf den Säufer, der ist zu betrunken, um kriminell zu sein!

*Simone Wertenbroch trinkt
Clausthaler Classic*

Rezension

Let's crush the motherfuckers before they crush us!

von Stammgast Reto Beau

Die Welt 2064. Das klingt erst mal nach Science Fiction, trifft das Wesen des Romans „Chez Max“ aber nicht wirklich. Keine Aliens, keine Ufos, einzig aus heutiger Sicht einigermaßen vorstellbare technische Hilfsmittel wie Übersetzungsgeräte im Ohr. (Zugegeben, den „Sexomaten“ hat sich der Autor dann doch nicht verkneifen können...) Ansonsten hat sich die Welt in etwa so entwickelt, wie man es sich heutzutage vorstellt und ist demensprechend ziemlich kaputt.

Grundsätzlich verläuft die Grenze (ein weltumspannender Zaun) zwischen dem Westen und dem Resten. Diese

Grenze trennt Wohlstand, Demokratie und Konsum von rückständigen Diktaturen und Nahrungsmittelproduzenten. Eine Trennung, die im Roman ab dem 11. September 2011 Form annimmt.

In Rückblicken tauchen vertraute Namen als Stationen der vergangenen Weltgeschichte auf: Afghanistan, Bin Laden, Irak, Saddam Hussein. Diese Konflikte besiegeln in Arjounis Welt den Abstieg der USA zu einem Agrarstaat und den Aufstieg Europas und Chinas zur tonangebenden Konföderation. Hier gedeihen Fortschritt und Wohlstand auf Kosten der Rechte des Einzelnen. Im geeinten Europa herrscht flächendeckendes Rauchverbot, Schweizerdeutsch gilt als „geduldete Sprache“ während ande-

re Sprachen ganz verboten sind. Die „Eurosecurity“ ist europaweit damit beauftragt, Verbrecher bereits vor ihrer Tat ausfindig zu machen und zu verhaften. (Das Firmenmotto dazu dient als Titel dieser Rezension.) Keine Science Fiction also, sondern ein beängstigendes Szenario, was uns blühen könnte, wenn wir nicht Acht geben auf zentrale Werte unserer Gesellschaft.

Neben diesem politischen Aspekt ist der Roman „Chez Max“ aber auch ganz einfach sehr amüsant zu lesen. Bei der Vorstellung, Ferienlager für Jugendliche würden einst nach Kurt Cobain benannt, da gefällt sie einem, diese Welt von 2064.

Jakob Arjouni, Chez Max, Diogenes.

Die letzte Runde bezahlt Schmuddel Schmidli

**An meiner Seite ging die Maxi
Ich dachte noch: Mach schon und frag sie
Doch eh' ich mich versah, da lag sie
Unter einem gelben Taxi.**

Oh jeee...

Vorschau

„Lüge“ heisst das Thema der nächsten Ausgabe von BIERGLASLYRIK. Schicke deinen Text bis 30. November 2012 an: redaktion@bierglaslyrik.ch.

Ob Kurzgeschichte, Gedicht, Erörterung, Wortdefinition, ... alle Textsorten sind erwünscht. Thematisch oder sprachlich muss dein Text im weitesten Sinn das Thema „Lüge“ streifen.

Bedingungen zur Form deines Textes findest du unter: www.bierglaslyrik.ch. Eine Auswahl der eingesandten Texte erscheint in der nächsten Ausgabe.

klein.



aber flexibel.
GOTTARDi PRiNT

Telefon 031 991 75 76 – E-Mail: info@gottardiprint.ch

Impressum

Herausgeber & Redaktion:
Michael Bucher
Oliver Käsermann
Reto Boschung

Illustrationen:
Raphael Santschi

Korrektorat:
Peter Käsermann, Sonja Koller

Administration:
Marlène Käsermann

Bierrat:
Vakant bzw. rekonvaleszent

Kontakt:
BIERGLASLYRIK
Gesellschaftsstrasse 87
3012 Bern (Schweiz)
redaktion@bierglaslyrik.ch

Internet:
www.bierglaslyrik.ch

Abonnemente:
Kostenlos oder als Abo auf
www.bierglaslyrik.ch

Auflage:
150 Druckexemplare
freier Download

Druck:
Gottardi Print
Bernstrasse 45
Postfach 585
3018 Bern